

Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1938)

Heft: 6

Artikel: Sprachliches und Geschichtliches aus dem Domleschg

Autor: Planta, Robert von

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-396954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜNDNERISCHES MONATSBLATT

ZEITSCHRIFT FÜR BÜNDNER.
GESCHICHTE, LANDES- UND VOLKSKUNDE

HERAUSGEGEBEN VON DR. F. PIETH

—→ ERSCHEINT JEDEN MONAT ←—

Sprachliches und Geschichtliches aus dem Domleschg.

Vortrag, gehalten anlässlich der Landsitzung der Hist.-antiq. Gesellschaft
in Fürstenu am 14. Juni 1925.

Von Dr. Robert von Planta †.

Gehrte Anwesende! Es ist ein ungewöhnlicher Fall, daß anstatt eines Historikers an einer Landsitzung der Historisch-antiquarischen Gesellschaft ein Linguist, ein Mann der Sprachwissenschaft das Wort ergreift. Manchen mag eine gewisse Besorgnis angekommen sein, daß es da trockene Philologie und Grammatik absetzen werde. Vollständig widerreden kann ich dem allerdings nicht: Es ist eben jedem am wohlsten in seinen eigenen vier Wänden. Ich werde mich jedoch bestreben, dem Geschichtlichen neben dem Sprachlichen nach Möglichkeit sein Recht zukommen zu lassen.

Man hat ja in neuerer Zeit in der Sprachwissenschaft eingesehen, daß in der sprachlichen Betrachtung die Dinge nicht aus dem Zusammenhang, in welchem sie im Leben und in der geschichtlichen Entwicklung stehen, völlig losgelöst werden dürfen, daß vielmehr die Geschichte, und namentlich die Kulturgeschichte, von größter Wichtigkeit für den Sprachforscher ist. Ganz besonders gilt dies von der Namenforschung. Ebenso ist auf Seite der Historiker die Einsicht immer mehr durchgedrungen, daß die sprachlichen Tatsachen ebenso streng wissenschaftlich behandelt werden müssen wie die Geschichte selbst. Es hat sich denn zum

Teil auch schon entwickelt, und sollte sich noch viel mehr ein enges Zusammenarbeiten der beiden Wissenschaften entwickeln.

So möchte ich denn am Beispiele unseres Tales ein solches Zusammenwirken von Sprachwissenschaft und Geschichte, soweit mir letztere gerade erreichbar ist, veranschaulichen, und lade Sie ein, mir auf einem kurzen Gange durch die Sprach- und Siedelungsgeschichte des Domleschgs zu folgen.

Die erste Epoche unserer Geschichte ist die urrätische oder vorrömische, bis zur Eroberung Rätiens durch die Römer anno 15 v. Chr. Die antiken Historiker berichten, daß die Rätier ein etruskischer Stamm gewesen seien, der vor den gallischen Eroberern aus der Po-Ebene in die Alpen geflüchtet sei. Das wäre ungefähr in die Zeit um 400 v. Chr. zu setzen. An diesen Berichten wird so viel Wahres sein, daß die Rätier nicht etwa die Urbewohner unserer Berge waren. Vor ihnen hausten hier wohl nicht näher definierbare Urmenschen, die man sich jedenfalls recht primitiv vorzustellen hat. Um so sicherer scheint es, daß das Tal in jenen frühesten Urzeiten nicht etwa, wie man früher vom ganzen Alpengebiet, ja von ganz Germanien annahm, vollständig von Wald überzogen war. Denn von einem Ausroden von Urwald konnte in jener Zeit und noch lange nachher bei der Primitivität der Werkzeuge keine Rede sein. In der Bewaldung, die in geologischen Vorzeiten einstmals alles überdeckt hatte, waren unter dem Einfluß langdauernder, vielleicht jahrtausendelanger Trockenperioden viele Stellen offenen Landes entstanden, wobei unser trockener Domleschger Föhn wohl tüchtig mitgeholfen haben mag. Der steinzeitliche Fund von Canova, den allerdings der Herr Vorredner* als nicht völlig gesichert anzusehen scheint, erklärt sich, wie anderswo, aus der Anziehungskraft des Sees mit seinen Fischen.

Die Funde aus der auf die Steinzeit, vielleicht etwa um 1500 v. Chr., folgenden Bronzezeit fallen namentlich auf die Gegend Tomils-Paspels und auf Hohenrätien. Nach der Zeiteinteilung der Prähistoriker würden diese Funde alle noch in die Zeit vor etwa 700–500 v. Chr. fallen, und es blieben von da bis zur Römerzeit, also für die Zeit der vorrömischen Rätier, nur die Funde der

* Staatsarchivar Dr. F. Jecklin sel. sprach vorausgehend über die Geschichte und Geschichtschreiber des Domleschgs.

Eisenzeit übrig, die in unserm Tale auffallend gering sind. Wahrscheinlicher ist mir, daß die Bronzezeit hier im Hochgebirge länger dauerte als in den ebeneren Ländern, daß also die Bronzefunde in der Hauptsache von den Rätiern herrühren. Der konservative Charakter unseres Berglandes hat sich ja durch alle Zeiten immer wieder ausgewirkt, bis herab auf unsere Automobilabstimmungen.

Die Rätier darf man sich nun nicht mehr als primitive Urmenschen denken. Die antiken Schriftsteller sprechen von Burgen und Städten, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Unterrätien, d. h. Vorarlberg und das st. gallische Rheintal, und Vindelicien, d. h. Südbayern bis zur Donau, dabei inbegriffen ist.

Die Rätier unserer Berge hatten jedenfalls einen lebhaften Tauschhandel mit Honig, Harz, Käs und dergleichen mit der Po-Ebene und den keltischen Städten der schweizerischen Hochebene, namentlich Turicum, Zürich. Der transalpine Verkehr ging wohl hauptsächlich über den alten Schyn ins Bergell, im Gegensatz zur römischen Zeit, wo die Route Heinzenberg-Splügen bevorzugt wurde. Hierauf scheint der Umstand zu weisen, daß die vorrömischen Funde fast ganz auf die rechte Talseite fallen, während der Heinzenberg sich durch besonders zahlreiche römische Funde auszeichnet.

Immerhin muß auch die Splügenroute schon damals begangen gewesen sein. Dies scheint der keltische Name Tarvéssedo auf der Südseite des Splügenpasses zu bezeugen, da er die Bedeutung „Stierwagen“ hat, d. h. der Ort, wo an Stelle der Pferde der größeren Steilheit wegen Stiere traten. Wahrscheinlich ist darunter Madesimo zu verstehen, wo ja tatsächlich der alte Splügenweg durchging.

Schon dieser Name Tarvéssedo zeigt uns die Rätier in naher Berührung mit Kelten. Die Beziehungen waren aber zweifellos viel engere als bloß nachbarliche. Die Kelten als höher kultiviertes Volk bildeten offenbar eine vermöglichere Oberschicht im Lande, so daß wir von Keltorättern oder Rätokelten sprechen können, wie von Keltoligurern, Keltibérern usw. Das bedeutet, daß auch in die Sprache der Rätier sehr viel Keltisches eindrang.

In der rätokeltischen Zeit waren wahrscheinlich schon fast alle heutigen Ortschaften besiedelt. Oechsli vermutet in der „Urgeschichte Graubündens“, die er zusammen mit Heierli bearbeitet hat, sogar Überbevölkerung in der damaligen Zeit, wohl um die

berüchtigten Raubzüge der Rätier zu erklären, die in der Tat wohl eher der Not und dem Hunger, als bloßer Raublust entsprungen sein mögen. Hungersnöte durch Mißwachs haben unser Bauernland ja noch bis ins 19. Jahrhundert hinein von Zeit zu Zeit fast zur Verzweiflung gebracht.

Von der Sprache der Rätier sind uns direkte Zeugen nicht erhalten. Das Lepontische im Tessin, von dem einige der wichtigsten Inschriften im Rätischen Museum in Chur zu sehen sind, ist vielleicht als verwandt mit dem Rätischen, nicht aber direkt als rätisch anzusehen. Ebenso fehlen rätische Wörter bei antiken Schriftstellern. Es sind uns nur zwei Arten von Sprachresten geblieben: 1. die Namen aus dem Altertum, wie in erster Linie der Name Rätia, Raetus selbst, dann die Stammesnamen wie Rugusci, Sarunetes, Suanetes und einige Götternamen wie Felvennis, Cuslanus, Iamnagalla, Sgunagalla. Dann 2. Namen und sonstige Wörter, die sich aus dem Rätischen ins Provinziallatein und aus diesem ins Rätoromanische gerettet haben. Diese zweite Kategorie ist sehr heikler Art. Die warnenden Fußspuren derer, die so bedenklich in die Irre gegangen sind, wie einst Steub zu Anfang seiner Forschungen mit seinen etruskischen Etymologien und nachher die sogenannten „Keltomanen“ mit ihren noch in die Gegenwart hineinspielenden keltischen Namendeutungen, – diese Warnungszeichen halten uns davon ab, einfach nach dem Recepte zu verfahren: Was man nicht sonst erklären kann, das sieht man als urrätisch an. Wie mancher scheinbar fremdartige Name hat sich bei genauerem Zusehen ganz einfach aus dem Lateinischen erklärt (so z. B. Sagens aus *secaneum* „Mähwiese“, Tamangur aus *tegia dominorum* „Hütte der Dominici“, Puschlav aus *post lacum* „Hinter dem See“). Es kommen eben merkwürdige Lautübergänge vor, z. B. wenn lateinisch *advocatus* im Oberhalbstein in völlig normaler Entwicklung zu *guia* wird. Ich möchte keinen einzigen Namen in unserer Gegend mit Bestimmtheit als echt urrätisch erklären. Nicht römisch und nicht keltisch ist die Endung *-asca* im Namen unseres Tales Tumiliasca, die wir aus vielen Namen weitherum kennen, z. B. die Val Bondasca und Val Barlasca, dann die Livignasker, Bergmasker usw. Am häufigsten ist diese Endung im ligurischen Gebiet an der Riviera di levante und ponente, deshalb wird sie als ligurisch angesehen. Von den Ligurern scheinen die Rätier sie übernommen zu haben. Eine andere rätische Endung, die sich mit

dem Keltischen berührt, ist das -enn, -enna in Almens, Carschenna, Carvenna und dergleichen. Wir finden dieses Bildungselement auch im erwähnten rätischen Gottesnamen Felvennis. Überall wo es auftritt, weist es auf hohes Alter des Namens hin, aber doch nicht gerade unbedingt auf urrätisches oder keltorätisches Alter. Denn diese Endung ging, wie die Endung -asca, in unser rätisches Provinziallatein über und vermischte sich da mit lateinisch -inus. Später wurde die Lebenskraft der Endung durch die fortschreitende bessere Kenntnis des Lateins gebrochen. Von den genannten Namen mag Carschenna auf Cresta, Crestatscha zurückgehen, also einem italienischen crestaccina „Hügel“ entsprechen; Carvenna kommt wahrscheinlich von corva = corruga, d. h. von einem Servitut, verwandt mit französisch corvée. Es ist also in diesem Namen, wie Sie sehen, nur die Endung vorrätisch.

Ein Domleschger Name, bei dem man ans Echträtische denken möchte, ist z. B. Sarn. Man möchte den Namen mit Zernez verbinden, um so mehr als es in Präz einen Flurnamen Sarnetz gibt und der antike Name der rätischen Völkerschaft Sarunetes anklingt. Doch konkurriert mit dem Rätischen das Gallische, und es bedarf minutiöser Untersuchungen, mit denen ich, meinem Versprechen am Anfang eingedenk, die geehrte Zuhörerschaft verschonen will.

Völlig rätselhafte Namen, für welche urrätische Herkunft zu erwägen ist, kommen im Domleschg noch manche vor. Einige davon werden im Verlaufe unseres Rundganges noch genannt werden.

Von keltischen Namen in Graubünden nenne ich beispielsweise Brigels und Brail, die beide auf brigilon, briga = Anhöhe, Burg zurückgehen. Dann Brienz, das mit Bregenz und mit der Brianza südlich des Comersees identisch ist und ebenfalls hohe Lager bedeutet; ferner Magia von magos = Feld, enthalten im Namen Maiefeld. Rüzins an der Pforte des Domleschgs könnte wohl Rätiodunum, gleich Rätierburg sein, mit jenem überaus verbreiteten gallischen Wort dunon = befestigter Ort, Burg, das auch im englischen town = Stadt erhalten ist. In unserm Tal könnte dunon vielleicht in Dalin gefunden werden, das in ältester Zeit Alün, Alüns geschrieben wird, möglicherweise auch in Prin hinter Scharans im alten Schyn. Es ist nämlich zu bemerken, daß die Siedlungsweise der Rätokelten eine nur zum Teil enge, zum Teil aber in Höfen zerstreute gewesen zu sein scheint, wie auch

anderwärts nachgewiesen ist; und es ist sehr wohl möglich, daß die Höfe wie z. B. Moos oberhalb Tomils, Dusch, Schall, Danis, Prin, Parnegl auf diese Zeit zurückgehen. Eine rechte crux für den Etymologen ist Dusch, in ältester Zeit ad Usche geschrieben. Lateinisch ostium als Mündung des Duscher Tobels ins Tal, will weder in der Bedeutung recht befriedigen, noch lautlich, da Ausgang, Türe im Romanischen üsch, isch heißt. So kann man sich fragen, ob in diesem Namen das keltische ouxo „hoch“ stecke, das aus dem gallischen Uxellodunum und Uxama bekannt ist. Es wäre also Dusch = das Hochgelegene. Aus dem früher anlässlich Tarvessedo Gesagten ersieht man, welche eine bedeutende Rolle in unserm Tale schon im vorrömischen Altertum die Verkehrswege spielten. Doch sind sie nicht allein bestimmend. Eine Besiedelung wie Hohenrätien, wo mehrere Gegenstände aus der Bronzezeit gefunden wurden, ist vom alten Schyn durch die Albula, von der Splügenroute durch den Rhein getrennt, Flüsse, die in jener Zeit, da man noch keinen richtigen Brückenbau kannte, wohl oft allen Verkehr unmöglich machten. Die ganze Lage von Hohenrätien hat etwas ausgesprochen Defensives. Man hat den Eindruck, daß hier eine Zufluchtsstätte von Rätiern, die sich gegen das römische Wesen sträubten, bestanden haben mag, etwa unter einem besonders rebellischen Häuptling. Es wird da wohl eine Kultstätte gewesen sein, die dem nationalen Element einen Halt gab. Die Kirche St. Johann auf Hohenrätien, die später, der Überlieferung nach, die älteste und lange Zeit hindurch die einzige des Tales war, wurde wohl, wie es so oft auch anderwärts geschah, direkt an die Stelle des alten rätischen Heiligtums gesetzt. Der Höhenkultus war übrigens eine über den größten Teil Europas und Asiens verbreitete Erscheinung. Daß heidnische Kulte noch weit in die volle römische Kaiserzeit hinein vielerorts ruhig weiterbestanden, ist eine bekannte Tatsache. Die Römer legten kein besonderes Gewicht darauf, ihre Religion durchzusetzen; ihre Ziele waren praktischere.

So mag auch auf Hohenrätien rätische oder rätokeltische Kultur und Sprache noch eine ziemliche Weile in die römische Zeit hinein weiterbestanden haben, wie man wohl, trotz gewisser Nachrichten der antiken Schriftsteller, keineswegs etwa an eine Ausrottung der Rätier durch die Römer zu denken hat. In der Hauptsache wird unser Blut doch wohl rätisches und nicht römisches sein. „Römisch“ würde da übrigens richtiger heißen: Blut des aus allen

Himmelsgegenden des römischen Reiches durcheinander gewürfelten römischen Legionssoldaten.

Es ist nun eigentümlich, daß die Zeit der wiedererwachenden Kenntnis des Altertums gerade auf Hohenrätien den Hauptsitz des Rätus lokalisierte, der nach Plinius und Justinus der Anführer der Rätier beim Ausgang aus Italien war. Offenbar war bei dieser Ortsbestimmung, außer der einzigartigen Lage dieses Felsens, der Umstand nachwirkend, daß der Name *Thusis* allgemein, wenn auch irrig, von den *Tusci*, den Etruskern, abgeleitet wurde. Natürlich gehört die Rätussage zu den bekannten sonstigen Stammsagen des Altertums, die aus dem Namen eines Volkes einen Nationalheros herauskonstruierten. So soll ja sogar unser Weltteil Europa von der phönikischen Königstochter Europa, die auf einem Stier (eigentlich Jupiter) aus Ägypten herübergeschwommen sein soll, den Namen haben. Dennoch könnte ein Kern alter Überlieferung, daß die Rätier auf Hohenrätien sich besonders lange hielten, durch die Überlieferung hindurchschimmern.

Die römische Zeit, zu der wir nun kommen, brachte unserm Lande vor allem eine neue Sprache, das Latein, aus dem im Laufe der Jahrhunderte unser heute noch kräftig gedeihendes, altehrwürdiges Romanisch sich entwickelte. Eine genaue Grenze zwischen Lateinisch und Romanisch kann natürlich nicht gezogen werden, da der Übergang ein ganz allmählicher war, etwa wie von Mittelhochdeutsch zu Neuhochdeutsch. Doch paßt, nach allerlei Anzeichen, die runde Zahl um 500 nicht übel. Bauliche Überreste, wie sie Chur so schön aufzuweisen hat, sind im Domleschg, obgleich die Völkerwanderung (etwa 315–500) für unser Land gnädig ablief, bisher nicht sicher nachgewiesen. Man spricht von einem Stück Römerstraße am Heinzenberg. Dann sollen von den vielen Türmen die einen oder andern noch römischer Herkunft sein, oder wenigstens noch römische Bestandteile enthalten. Eine genaue fachmännische Untersuchung hierüber fehlt aber noch.

Fragen wir nun, wie es mit den Siedelungen in römischer Zeit stand, so finden wir sprachlich kein Anzeichen dafür, daß damals neue Siedelungen entstanden. Wohl ist beispielsweise der Name *Tomils* lateinischen Ursprungs – er bedeutet einfach einen kleinen Hügel, *tumbiculus*, wie jenes *Tombe clo*, das wir in Chur im 8. Jahrhundert finden. Es ist aber ausgeschlossen, daß der Ort erst in römischer Zeit entstanden wäre. Vielmehr dürfte

Tomils die älteste, in rätokeltischer und römischer Zeit bedeutendste Siedelung des ganzen Tales gewesen sein, entsprechend seiner überaus günstigen, warmen Lage. Es hatte also einst einen rätischen oder keltischen Namen, der entweder ins Lateinische übersetzt oder unabhängig vom alten Namen durch *Tumbiculu* = Bergli ersetzt wurde.

Da Tomils der bedeutendste Ort des Tales war, wurde nach ihm wohl schon in römischer Zeit das Tal *Tumbic'lasca* = *Tumigliasca* genannt, wie z. B. die *Valtellina* benannt ist nach dem dominierenden Orte *Telio*.

Eine Hauptleistung der römischen Zeit waren die Straßen. Der Splügen wurde jetzt, wie erwähnt, die Hauptroute in Bündlen, womit ein Aufblühen der rätokeltischen Siedelungen am *Heinzenberg* Hand in Hand ging. Die vielen Münzfunde wurden bereits erwähnt. Noch immer nicht abgeklärt ist das antike Tracé der Splügenroute von *Urmein* weg ins *Schams*, ob über die sogenannte „Lücke“, d. h. den obersten und tiefsten Einschnitt links vom *Piz Beverin* 2200 m ü. M. oder über das *Maiensäß Saissa* und den *Crapschalverkopf* (1980 m ü. M.). Für letzteres lassen sich vielleicht die Namen *Vioms* von *via*, *viamen*, „Wegung“, und *Summapunt* = oberste Brücke jenseits des *Crapschalverkopfes* anführen. Daß wenigstens im früheren Mittelalter der Weg über *Saissa* ging, dafür spricht doch wohl die Lage der Burg *Obertagstein*.

Neben dem Splügen war aber auch der Weg über den alten *Schyn* und *Julier* oder *Septimer* zur Römerzeit stark benutzt. Noch kürzlich wurde eine Münze des Kaisers *Vespasian* (69–79 n. Chr.) am alten *Schynweg* gefunden. Ob und in welchem Maße die konkurrierende Linie *Chur-Lenzerheide* schon in vorrömischer und römischer Zeit in Gebrauch war, scheint mir aus den Funden nicht mit Sicherheit hervorzugehen. In der Römerzeit hat wohl *Chur* seine dominierende Stellung erhalten, das in vorrömischen Funden gegenüber dem *Domleschg* stark zurücktritt. Hierzu trug sodann in hohem Maße die Christianisierung des Landes und die Gründung des Bistums *Chur* bei.

Es folgte nun, nach der kurzen Ostgotenzeit (493–537), die fränkische Epoche, die vom 6. bis in den Anfang des 10. Jahrhunderts reicht. Hier beginnt eine andere, und schon etwas vertrautere Luft zu wehen. Es bereitet sich allerlei vor, was schon die Keime des Feudalismus in sich birgt. Die ersten drei Jahr-

hunderte der fränkischen Zeit, oder mindestens das zweite und dritte, tragen die Signatur der Viktoridendynastie, dieser eigenartigen Verbindung von Kirche und Staat, Bischofs- und Praeseswürde, in einer Familie, ja zum Teil wohl in einer Person.

Die Viktoriden hatten offenbar sehr großen Familienbesitz. Für das Oberland ist das erwiesen durch Bischof Tello's, des letzten Viktoriden, Testament, anno 765. Er schenkt in diesem Testament einen gewaltigen Grundbesitz im Oberland dem Kloster Disentis, aus was für Gründen, ist nicht ganz klar. Es ist aber durch nichts bewiesen, daß er damit überhaupt den ganzen Grundbesitz der Viktoriden verschenkt habe. Das scheint mir recht unwahrscheinlich. Das Hauptzentrum des Viktoridenbesitzes war wohl die Gegend von Chur, und daneben wird wohl auch das Domleschg schon eine Rolle gespielt haben. Die Machtstellung des Bistums in unserm Tale ginge dann auf diese Zeit zurück. Hierauf scheint die Geschichte der Aesopeia von Hohenrealta zu weisen, die gegen Ende des 7. Jahrhunderts mit ihrem Gemahl Paschalis und ihrem Sohne Viktor das Kloster Cazis gründete. Der Gedanke liegt nahe, im Namen Pasqual = Paspels den Paschalis wiederzufinden, denn so mußte auf romanisch sein Name lauten. Doch ist es ebensowohl möglich, daß Pasqual einfach Weideland bedeutet. (Der Name kommt, ebenfalls in der Form Paspels, auch für eine Flur im Vorarlberg vor.) Die Viktoriden sollen nach einer allerdings unkontrollierbaren Überlieferung drei Jahrhunderte, also wohl die ganze Zeit ihrer Machtstellung hindurch, auf Hohenrätien einen Sitz gehabt haben.

Es begegnen uns in Tello's Testament wie auch in Vorarlberger Urkunden aus dem 9. Jahrhundert nun bereits die Rodungsnamen wie Roncale, Roncalia, Roncalina. In Deutschland ist beobachtet worden, daß die Rodungsnamen vor 800 sehr selten sind, nach 800 dann sehr häufig werden. Wir wären also mit Tellos Testament eher etwas voraus. Am bekanntesten von den Domleschger Rodungsnamen ist Rongella. Sehr bemerkenswert ist hier der Name Rodels. Die ältesten Urkundformen lauten Rautene, Rautens, ganz übereinstimmend mit den schon im 9. Jahrhundert belegten Urkundformen von Rötis im Vorarlberg. Das Wort ist deutschen Ursprungs, ein erstes Vorzeichen dieser Sprache in unserm Tale. Denn wenn die Ortschaft Rodels auch jünger sein wird als die Dörfer der oberen Straße Tomils-Almens-Scharans, so wird man doch kaum später als ins 9. Jahr-

hundert herab gehen dürfen. Im Romanischen wurde Rautene zu Roten.

Haben wir hier ein einmaliges Anzeichen deutschen Einflusses, so scheinen andererseits die im Oberland häufigen deutschen Bildungen auf -ingen, die dort schon in Tello's Testament auftreten, hier vollständig zu fehlen. Das stimmt mit der hier nicht näher zu begründenden Beobachtung, daß im früheren Mittelalter der deutsche Einfluß im oberländischen Romanisch viel stärker war als im hiesigen.

Die Christianisierung Graubündens war wohl zu Ende der römischen Durchdringung schon völlig durchgeführt. In der fränkischen Zeit scheint dann das Kirchenwesen eine gewaltige Entwicklung genommen zu haben. Die spätere Viktoridenzeit war offenbar eine eigentliche, erste Glanzzeit des Bistums. Mehr als 230 Kirchen gab es im rätischen Bistum ums Jahr 820 herum, vielleicht mehr als jetzt. Denn gerade in unserm Tale gibt es eine ganze Anzahl eingegangener Kirchen und Kapellen, die allerdings zum Teil späteren Ursprungs waren.

Zu Beginn des 9. Jahrhunderts wurde die Machtstellung des Bistums sehr schwer betroffen infolge der Trennung der Gewalten durch Karl den Großen im Jahre 805 oder 806, welche die weltliche Gewalt, nachdem die Viktoriden ausgestorben waren, auf einen Grafen übertrug. Es folgte für die Kirche eine schlimme Zeit des Niederganges, die dann aber im 10. Jahrhundert einem neuen Anstiege wich, als die Angst vor dem Weltende im Jahre 1000 so viele sonst unfrome Gemüter zu Schenkungen veranlaßte.

In die eben erwähnte Zeit der Verarmung des Bistums mag jene köstliche Erzählung (in den bischöflichen Ämterbüchern um 1400) gehören, die von einem welschen Bischof berichtet, der auf Hohenrätien gesessen habe. Der sei so arm gewesen, daß er wie ein Bauer mit Kühen und anderm Vieh hantieren mußte, und wenn ihn jemand fragte, etwas zu leihen oder zu geben, habe er geantwortet: Nihil habeo, nihil gibio (Ich habe nichts und gebe nichts). Da von 849 an die Bischöfe deutschsprachig waren, kann es sich da fast nur um Bischof Viktor III., gestorben 833, handeln, auf den die Geschichte auch deshalb paßt, weil er, wie es scheint, in der letzten Zeit Verendarius II. als Stellvertreter in Chur hatte, also nicht dort wohnte, vielleicht auch eigentlich resigniert hatte (Mayer I. 93-98). Stimmt das, so hätten wir darin einen neuen

Beleg für die bischöfliche Stellung im Domleschg im 9. Jahrhundert.

Besonderes Interesse bietet unter den Kirchen des Domleschgs die von Feldis, namentlich wegen der Etymologie des Namens Feldis. Die Kirche war ursprünglich den Heiligen Hippolytus und Gallus geweiht. Farner in seiner sehr verdienstlichen Arbeit über die Kirchenpatroninnen Graubündens im Jahresbericht der Historisch-antiquarischen Gesellschaft 1924 vermutet aus religionsgeschichtlichen Gründen, daß Gallus erst nachträglich hinzugetreten sei, und das wird bestätigt durch die Etymologie. Der Name Hippolytus erscheint nämlich schon im Jahre 825 in Rankwil in der Form Evolutus, was einem frühromanischen Avólus entspricht. Hieraus mußte Vi(e)uld entstehen, wie volvitus, das Partizip von volvere „wenden“, zu viult wurde. Die einstige Brücke von Feldis nach Rüzüns-Bonaduz hinüber ist noch jetzt bekannt unter dem Namen Punt sontg Ipeult, und der Crap sontg Apeult, der Sant-Hippolytus-Stein, unten am Rhein mit Löchern zum Aufpflanzen der Prozessionsfahne, lebt noch in der Erinnerung bei den Rotenbrunnern. Die überaus altertümliche Form des Heiligennamens in Feldis spricht besser als irgendein anderer Grund für das hohe Alter dieser Siedelung.

Bemerkenswert ist noch die einstige Kapelle St. Agatha bei Fürstenaubruck. Es scheint, daß diese Heilige eine Beziehung zu Brücken hatte, wie etwa Nepomuk; denn in Disentis steht Sontga Gada nahe der Brücke nach Medels, und hier bei Fürstenaubruck nahe bei der Albulabrücke*. Im oberländischen Kinderlied reitet ein „geheimnisvoller Reitersmann“ über die pun(t) da Sontga Gada, was Decurtius sogar an eine mythische Brücke denken ließ (Littg. in Gröbers Grundriß 230). Der Name scheint als Bezeichnung von Fürstenaubruck schon 1290/98 in der Form Pontade vorzukommen (C. D. II, 117), das als Entwicklung aus ponte Agáda verständlich wird, wenn man die heutige romanische Form von Sant Agáda, Sontg-Ea beachtet, wo Agada zu Ea zusammengeschrumpft ist.

Betreffs eingegangener Kirchen und Kapellen erwähne ich, daß z. B. nur schon auf Gebiet der Gemeinde Sils drei sol-

* Nicht nur die Albulabrücke ist dort, sondern vielmehr war ja auch die einstige Hauptbrücke des Tales über den Rhein bei Fürstenaubruck ebendort. Das jetzige Örtchen St. Agatha steht direkt über dem Zusammenfluß von Rhein und Albula.

cher zu nennen sind: S. Remigius bei Ehrenfels, das mit dem Namen des Bischofs Remigius oder Remedius im Anfang des 9. Jahrhunderts zusammenhängen könnte, noch erhalten im Flurnamen Sandermitg; zweitens S. Johann auf Hohenrätien; drittens S. Albin auf dem gleichnamigen Maiensäß hinter Hohenrätien. Sant-Agnong unter Präz ist offenbar = S. Damianus, was durch die übliche Schreibung Sant-Agnang ganz verwischt wird. Dem Heiligen Damian ist auch die Kirche in Mons geweiht. Später einmal ließ sich da ein französischer Flüchtling nieder, „pour être délivré d'une transaction“, wie er ziemlich mysteriös sagt; er wollte aus dem Namen Sant Agnang etwas großsprecherisch einen Ahnensitz konstruieren, den er mit Saint Denis in Zusammenhang brachte, d. h. davon ableitete. Vielleicht gehört Sant Agnang zusammen mit der Burg unsichern Namens, die unweit Luvreu stand, aber nicht mit Nieder-Realta zu verwechseln ist.

Wir stehen nun am Eingang in die eigentliche Feudalzeit, die wir von 1000–1400 rechnen wollen, um dann das 15. Jahrhundert als Zeitalter der Ausbildung der Bünde anzuschließen.

Die Feudalzeit findet ihre deutliche Verkörperung in den Burgen des Tales. Damit ist nicht etwa gesagt, daß nicht viele oder die meisten dieser Burgen vor das Jahr 1000 zurückreichen, wenn auch zum Teil in bescheidenerer Gestalt.

Der Volksmund spricht von 22 Burgen und Schlössern im Tale, was noch eher zu wenig ist, wenn man die in Häuser verbauten, aber noch erkennbaren, wie Almens und Scharans, und diejenigen, von denen man nur noch den Standort kennt, hinzurechnet. Wir wollen sie, unten rechts beginnend, aufzählen: Unterjuvalt, Oberjuvalt, Ortenstein, Alten-Süns (d. h. Paspels), Neuen-Süns (d. h. Canova), Almens, Rietberg, Hasensprung, Fürstenau bischöfliches Schloß, Fürstenau schauensteinisches Schloß, Scharans, Baldenstein, Campi, Ehrenfels, Hohenrätien, Obertagstein, Untertagstein, Schauenstein, Muntêra bei Kazis, Luvreu-S. Agnang, Realta, Heinzenberg. Dies sind 21. Es kommen aber hinzu Tomils, wovon keine Spur mehr vorhanden, Purz bei Scheid?, das Rosenrollsche Schloß in Thusis und die vorher erwähnte Burg bei obigem Luvreu-S. Agnang, so daß wir auf insgesamt 24–25 kämen, eine hübsche Zahl für ein Tal, das nicht größer ist als unser Domleschg. Von den Namen dieser Burgen ist etwa die Hälfte romanisch, die andere Hälfte deutsch, während es doch sonst in jenen Zeiten außer Rautene (Rodels) kaum einen

wirklich deutschen Orts- oder Flurnamen im Domleschg gab. Die Erklärung dafür liegt auf der Hand: Das feudale Ritterwesen kam zu uns aus der deutschen Schweiz und dem Deutschen Reich.

Beginnen wir mit dem ältesten und (außer etwa zu gewissen Vazerzeiten) größten Feudalherrn unseres Landes, dem B i s c h o f, so finden wir, daß seit 849 sieben Jahrhunderte hindurch die Bischöfe deutsche Namen trugen, und von den allermeisten ist es sicher, daß sie auch wirklich deutscher Sprache waren, bis dann 1549 mit Thomas Planta das einheimische romanische Element wieder auf den Bischofsstuhl gelangte und ihn fast zwei Jahrhunderte hindurch ununterbrochen innehielt. Ein deutscher, d. h. Tiroler, war dann wieder von 1728 an der Bischof Josef Benedikt von Rost, der dieses Schloß, in dem die heutige Tagung stattfindet, umgebaut hat. So lag im Bistum schon früh ein Keim der Germanisierung. Vielleicht hängt die vorhin erwähnte deutsche Benennung der Siedelung Rodels damit zusammen. Als dann im 10. Jahrhundert unter den deutschen Königen und Kaisern das Deutsche Reich zu großer Machtentfaltung emporblühte und mit 951 die Züge Ottos des Großen nach Italien begannen, von denen der dritte über Chur und den Septimer führte, da siedelten sich wohl öfters deutsche Feudalherren in unserem Lande an. Diese gaben natürlich ihren Burgen deutsche Namen, sei es, daß sie sie selbst erst erbauten oder, was wohl das Häufigere war, nur erwarben und vielleicht erweiterten. Es ist aber zu beachten, daß deutsche Personennamen damals auch bei den einheimischen Romanen sehr beliebt waren, und daß die deutsche Mode recht wohl Einheimische veranlassen konnte, ihrer Burg einen für damalige Ohren nobler klingenden deutschen Namen zu geben. Mancher Name mag damals auch übersetzt worden sein, wie etwa Baldenstein beispielsweise Crapp-Baldun oder Sass-Baldun heißen haben könnte. Wir wollen nun auf die einzelnen Burgen kurz eingehen, hauptsächlich auf die sprachliche Seite, und dabei gelegentlich etwa Flurnamen mit heranziehen, soweit sie historisches Interesse bieten.

Juvalt heißt bekanntlich jugum altum, hohes Joch, in dem Sinne wie in den bayrischen Jochberg, Jochsberg. Givoult ist zugleich der Name des Dorfes Rotenbrunnen. Wenn man oft zweifeln kann, ob ein Dorf nach der Burg, oder die Burg nach dem Dorf benannt sei, so ist in diesem Fall jeder Zweifel ausgeschlossen.

Von den zwei Schlössern Juvalt war wohl Niederjuvalt das

ältere, da es bei der alten Brücke (Punt Arschtscha) stand, zu deren Sicherung und zur Einkassierung des Brückenzolles. Es war wohl auch schon früh die Zwingburg für Feldis, während Rotenbrunnen wohl mehr zur Hohen Juvalt gehörte.

Zweifelhafter ist die sprachliche Erklärung von *Ortenstein*. Herr Wolfgang von Juvalt nimmt in den „Forschungen über die Feudalzeit“ (S. 208) an, die Burg sei erst gebaut worden gegen Ende des 13. Jahrhunderts, nach Abgang des zum Hofe Tomils gehörenden Turmes Tomils. Doch hält er, wie ich höre, den Turm in Ortenstein für zum Teil römisch, und man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß dieser stolz dominierende, so leicht zu befestigende Fels schon in sehr früher Zeit besiedelt war. Im ersten Teil des Namens könnte man das romanische *orta*, Mehrzahl von *hortus* = Garten, suchen, das wir z. B. im Unterteil von Zuoz, Dorta = *ad horta*, d. h. bei den Gärten finden. Es gab auch wirklich eine Hube Orta im Domleschg, vielleicht in Scheid. Wir hätten dann im Namen Ortenstein eine sogenannte Hybride, d. h. aus Elementen zweier Sprachen zusammengesetzte Bildung vor uns, etwa wie Maienfeld zusammengesetzt ist aus dem alten keltischen Namen *Magia* mit deutsch *Feld*. Doch ist mindestens gleichberechtigt die Vermutung, daß der erste Bestandteil des Namens Ortenstein ein *Personenname* sei. Wir finden um 1295 im Domleschg einen Ritter (*dominus*) Ortolfus (C. D. II, 117, zweimal), der beim Bischof in Fürstenau das Kammer-, Metzger- und Bäckeramt inne hatte. Sein Sitz ist nicht angegeben. Es liegt nahe, den Namen Ortenstein mit diesem Mann in Zusammenhang zu bringen, denn Ort kann Kurzform für Ortolfus sein so gut wie zu Ortlieb, Ortwin; als Diminutiv Örtli kam die Kurzform im 19. Jahrhundert in Chur, Malans und Schuders vor. Beachten wir noch die Ortenburg im Elsaß und die zwei Ortenberg in Deutschland, so mag wohl diese Erklärung die *wahrscheinlichere* sein. Der Name Ortolfi hat sich merkwürdigerweise als Ortsname bei Glaris bis auf den heutigen Tag gehalten.

Die Vazer, d. h. Donat von Vaz, urkunden erstmals 1309 in Ortenstein. Von Donat gibt wohl noch der Flurname *Pro Dunô* in Tomils Kunde.

Nun kommen wir zu den beiden *Süns*, d. h. *Altensüns* = Paspels und *Neuensüns* = Canova. Kraneck (15) hat hierfür noch die Form *Alt-Zeusenberg*, *Neu-Zeusenberg*, die aus *Süns* ganz richtig entsteht wie *Meuster* aus *Münster*, *Zeis* aus *Zins*. *Sün(s)*

ist wahrscheinlich ein germanisches Wort, das sehr früh, lange vor dem Vordringen der Germanisierung ins Rätoromanische, als Lehnwort eindrang. Es findet sich schon im 9. Jahrhundert bei Göfis im Vorarlberg und gehört nebst deutsch Sühne und französisch *soin* zu Ortsnamen wie schweizerdeutsch im Sohn, im Söhnli usw. Die ursprüngliche Bedeutung war etwa die einer geschützten Verwahrung. Da das Wort sich so früh im Romanischen einbürgerte, dürfen wir diesen Burgnamen als romanisch ansprechen, so gut wir z. B. *la France*, *le Français* als französische, nicht deutsch-fränkische Wörter betrachten.

Es folgt *Almens*, dessen Turm noch, in ein Wohnhaus eingebaut, sichtbar ist. Wir sahen, daß der Name seiner Endung wegen sehr alt sein muß. Die ältesten urkundlichen Formen lauten alle mit *Lum-* an: *Luminnis*, *Lumenne* etc. Muoth denkt daher an *lumina* = Lichter, d. h. Wachskerzen als Abgaben „den Heiligen ze Liecht“, doch weiß ich nicht, ob sich das mit dem hohen Alter des Namens verträgt. Man wird auch erinnert an die zahlreichen deutschen Burg- und Ortschaftsnamen wie *Lichtenstein*, *Lichtenberg*, *Lichtenfels*, *Lichtenau*, *Lichtensteig*, *Lichtenfurt*, *Lichtenhain*. Doch gibt's auch andere Möglichkeiten. Eine Entscheidung vermag ich nicht zu fällen; der Name bildet eine richtige *Crux etymologica*.

Beim Namen *Rietberg* wäre es sehr einfach, auf das Ried hinzuweisen, das oberhalb *Pratval* sich hinzieht, aber eine Burg und ein Ried wollen nicht recht zusammenstimmen. Man möchte eher Zusammenhang mit *Rautene* = *Rodels* annehmen, das, wie wir sahen, Rodung bedeutet. In der Tat heißt im Bayrischen das *Ried* eine Rodung, dann auch die Ansiedlung auf einem solchen ausgereuteten Platz. Das Wort war einst auch im Schweizerdeutschen vorhanden (Id. VI 1731 f). *Rietberg* ist also eher mit den oberdeutschen *Rodenberg*, *Rodenburg* zu vergleichen. Ein *Rodenstein* gibt's bei *Gettnau* im Kanton *Luzern*.

Den *Hasensprung* wollen wir überspringen, ohne zu untersuchen, ob dieser leichtfüßige Name ursprünglich sei, oder ob sich eher ein romanischer Name darunter verberge. (Man könnte z. B. an *Sass barun* „Stein des Barons“ denken, da das Wort *barun* für Feudalherren häufig vorkommt.)

Fürstenu versparen wir für später und wenden uns nach *Scharans*. Auch dieser Ort ist sicher uralt. Der Name weist auf die Zeit, als man noch (wie es in der fränkischen Zeit ge-

schah) anstatt mensa, mensae mensa, mensanis deklinierte. Es gab damals noch keine Schullehrer, die das mit roten Strichen gebührend hätten brandmarken können. So entstand zu acérea „Ahornwäldchen“ (eine Ableitung von acer „Ahorn“) der Akkusativ ad acereanem, woraus ganz lautgerecht a Schirans, a Scharons wurde. Unsicher ist, ob die Form Cerones auf einer Urkunde aus dem Jahre 857 auf Scharans zu beziehen ist. Dem Namen nach altertümlicher ist die einstige „Fraktion“ (um es so zu nennen) ad Anives, die allerdings gerade in jener Urkunde vom Jahre 857 vorkommt. Aus ad Anives wurde das heutige Danis. Eine befriedigende Etymologie kenne ich nicht. Bei der „Fraktion“ Prin denkt man zunächst an prunus, Pflaumenbaum, doch erwähnten wir bereits die Möglichkeit einer Zusammensetzung mit dem keltischen dunum = Burg. Parnegl ist das Diminutivum zu Prin, heißt also nichts anderes als „Klein-Prin“, doch weist auch hier die Endung auf hohes Alter. Wie bedeutend die Siedelungen Danis und Parnegl-Prin einst waren, beweist der merkwürdige Umstand, daß die beiden Alpen von Scharans nach ihnen benannt sind: Alp Danis, Alp Parnegl. Das beruht wohl auf alten Alpengenossenschaften.

Jenseits der Albula erhebt sich auf stolzem Felsen die Burg Baldenstein. Der Name geht auf Baldo, Kurzform zu Baldebert, Baldefred, BalDRAM usw. zurück, doch habe ich keinen Mann solchen Namens ausfindig machen können, der da in Frage käme. Eichhorn kennt im 8. Jahrhundert einen Bischof von Chur Baldebert; der Name figuriert bei Mayer (I, 63) als gesichert. An sich wäre ein Zusammenhang bei der wahrscheinlich nahen damaligen Verbindung der Bischöfe mit Hohenrätien ziemlich naheliegend.

Nicht weit von Baldenstein liegen die Ruinen des Schlosses Campî. Hier könnte, rein sprachlich betrachtet, das Grundwort einfach campellus „Äckerlein“ sein, die geschichtliche Auffassung entscheidet aber hier zugunsten einer Burg des voll und edel tönenden Etymons Campobello „Schönfeld“, das sprachlich durchaus einwandfrei ist.

Beim Namen Ehrenfels läge eine hybride Bildung mit romanisch êr Acker aus ager oder êra Boden (aus area) nahe, also eine Übersetzung aus romanisch crapp dal êr oder crapp da l'êra, mit späterer Umdeutung ins Vornehme. Doch ist die Möglichkeit eines ganz deutschen Namens angesichts der deutschen Ehrenberg, Ehrenstetten usw. – auch Ehrental kommt wohl von Ähre! –

wohl anzuerkennen. Entscheiden kann hier wie bei Schauenstein nur die historische Feststellung der Herkunft des Geschlechtes, bei der natürlich die üblichen Turniernachrichten und dergleichen mit mißtrauischen Augen zu betrachten sind.

Besonders kompliziert ist das Problem H o h e n r ä t i e n. Von der sprachlichen Seite ist folgendes zu sagen. Der Name ist eine ziemlich moderne Übersetzung von Raetia alta oder Alta Raetia, jener bereits erwähnten gelehrten Auslegung des Namens Hoch-Realta. Im Burgenverzeichnis des Bistums von ca. 1400 heißt die Burg „die Hoch Ryalt“. Sonst heißt es in Urkunden meistens nur Rialt, wobei oft Zweifel bestehen können, ob Hoch-Realta oder Nieder-Realta gemeint sei. Obgleich die Siedelung und Burg Hoch-Realt uralt ist, scheint doch der Name von N i e d e r - R e a l t a* herzustammen. Dort nämlich paßt die Bezeichnung Ripa alta „hohes Ufer“ ausgezeichnet, während ein übermächtiger Fels wie der von Hohenrätien über dem daneben verschwindenden kleinen Rhein schwerlich als „Ufer“ bezeichnet worden wäre. Es muß also Hoch-Realta einmal anders geheißen haben, und es wird durch irgendwelchen nicht mehr festzustellenden Hergang eine Übertragung des Namens von Nieder-Realta her stattgefunden haben. St. J o h a n n wird also als der verhältnismäßig älteste bekannte Name von Hohenrätien gelten müssen, da die Kirche, wie wir sahen, in sehr frühe Zeit zurückreicht. Auch ist St. Johann noch heute bei den Einheimischen der gebräuchlichere Name als Hohenrätien.

Jenseits des Rheines liegt gegenüber Hohenrätien die Ruine O b e r - T a g s t e i n. Die Etymologie dieses Namens ist so schwierig, daß wir ihr lieber vorsichtig aus dem Wege gehen wollen.

Bei Schauenstein, das nordwärts unter Tagstein-Masein lag, haben wir genaue Parallelen in den schweizerdeutschen Burgennamen Schauenberg in der Umgebung von Winterthur und im Toggenburgischen, Schauenburg in Baselland (bei Frenkendorf), Schauburg (Kanton Solothurn) am Hang der Weißensteinkette, Schauensee im Kanton Luzern (Gemeinde Kriens) und verschiedenen Schauenburg, Schauenberg, Schauburg in Deutschland. Schau hat den Sinn von Ausschau, Auslug, ähnlich wie Warte in Wartenfels, Wartburg etc., das zu warten = guardare gehört. So weit wäre alles in Ordnung. Das philologi-

* Etwa 7 km von Hoch-Realta entfernt, ungefähr gegenüber Ortenstein auf der linken Seite des Rheins.

sche Gewissen verlangt aber noch den Hinweis auf die auffallende Klangverwandtschaft von Schauenstein mit dem ein paar hundert Meter davon entfernten, dem Namen nach uralten Flecken S a - v u s c h.

Nun noch die Ruine H e i n z e n b e r g, hoch oben etwas unter Präz gelegen. Die Lage scheint auf die alte, darüber hinlaufende Splügenroute hinzuweisen, doch hat man wenig Anhaltspunkte für die Entstehungszeit. Vielleicht war es ursprünglich ein Ableger der Burg Rialt, oder gehörte einst dem Bistum zur Sicherung der vielen Einkünfte, die es in Dalin-Präz hatte. Der Name der Burg ging dann merkwürdigerweise auf die ganze Muntogna, den ganzen Heizenberg, über. Das ist meines Wissens zum erstenmal festzustellen im Jahre 1383, dann wieder 1397, 1400, was die Meinung von Kraneck (17) unmöglich macht, daß die Burg vom Grafen „Heinz“ von Werdenberg auf Ortenstein, geboren um 1393, gestorben um 1447, erbaut sei. Bis der Name von der Burg auf den Berg übergegangen war oder umgekehrt, brauchte es auch wieder einige Zeit. Ich überlasse es gerne den Historikern, den richtigen „Heinz“ herauszufinden.

Unser Rundgang durch die vielen Burgen und Schlösser des Tales mag manchem etwas lang und eintönig erschienen sein. Für sprachlich nicht näher Interessierte wäre es bedeutend unterhaltender gewesen, anstatt über den Ursprung dieser Siedelungen und ihrer Namen etwas zu vernehmen über die wechselvollen Schicksale in spätern Zeiten. Unser Tal hat die wilde Zeit der feudalen Fehden in nur zu vehementer Weise mitgemacht. Eine Tatsache wie die radikale Schleifung des stolzen Stammsitzes der Schauenberg (bei Kazis) infolge eines durch die Freiherren von Rüzüns erwirkten Schiedsspruches beleuchtet grell die damaligen Zustände. Ein solcher sogenannter Schiedsspruch erinnert schon unheimlich an die spätern Strafgerichte, denn es wird niemand annehmen wollen, daß die Schauenberg ruchlose Verbrecher und die Rüzüns unschuldvolle Tugendspiegel gewesen seien. Die Rüzüns waren die Stärkern und Mächtignern, wie in vielen andern Fehden, die sie, deren Burg den Schlüssel zum Ausgang unseres Tales in Händen hatte, mit Domleschger Feudalherren, unter andern mit dem Bischof, führten. Sehr schlecht ging es auch z. B. den Edlen von Campî. Sie hatten, wie es bei Campell heißt, den Rüzünsern einen Kornspeicher und einen Stall voll Schafe verbrannt. Die Rüzünser rächten sich damit, daß sie die Burg Campî selbst in

Brand steckten und zerstörten. Eine schlimme Katastrophe für viele der Burgen unseres Tales war der Schamser Krieg 1450–52, wo die empörten Bauern u. a. die Burgen Ortenstein, Alten- und Neuensüns zerstörten, von denen nur Ortenstein wieder aufgebaut werden durfte. Auf nähere Schilderungen dieser und anderer stürmisch bewegter Zeiten in unserm Tale können wir uns natürlich nicht einlassen und wollen nur zum Schluß noch die Spezialgeschichte von Fürstenu in einem kurzen Überblick durchlaufen, hauptsächlich nach der sprachlichen und kulturgeschichtlichen Seite hin.

Vorher muß jedoch noch ein bisher übergangener wichtiger Faktor der sprachlichen und geschichtlichen Entwicklung Graubündens und unseres Tales erwähnt werden: die Einwanderung der deutschen Walliser oder Walser vom letzten Viertel des 13. Jahrhunderts an. Für die deutsche Schweiz, Süd- und Mitteldeutschland steht fest, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts ein Stocken, ja ein Abschluß der Siedelungstätigkeit erfolgte, d. h. daß von da an die Erweiterung der Siedelungsfläche durch neue Rodungen und Entsumpfungen aufhörte und an Stelle der Extension die größere Intensivität der Bodenkultivierung und die Bevölkerungszunahme trat. Es würde wohl bei uns dasselbe geschehen sein, denn solche große Kulturwellen drangen immer auch in unser Bergland. Nun hatten aber die Dynasten von Vaz und im Anschluß an sie vielleicht auch andere Feudalherren den Wunsch, mehr Kriegsmannschaft für ihre Fehden zur Verfügung zu haben, und so inaugurierte Walter von Vaz 1277 mit einer Ansiedelung von Söldnern im Rheinwald, auf die Prof. Karl Meyer in einer sensationellen Sitzung unserer Gesellschaft im letzten Winter so überraschende neue Lichter warf, eine neue Siedelungsbewegung, die der absterbenden Siedelungstätigkeit frisches Leben zuführte. Nicht zwar in dem Sinn, daß vorher unbesiedelte Gegenden überhaupt erst damals erschlossen worden wären – das widerlegen allerwärts schon die romanischen Ortsnamen –, aber die Kulturfäche wurde überall, wo Walser sich niederließen, durch Urbarisierung erweitert. Durch diese Einwanderer kam ein mächtiges deutsches Element in unsere bündnerische Sprachentwicklung. In unser Tal kamen die Walser von Safien über den Glaspäß herüber. Glas kommt von clausum „Einfang“, Tschappina von la ceppa = die Baumstrünke, und auch ein guter

Teil der übrigen Ortsnamen ist romanischer Herkunft. Im Lauf der Zeiten dehnte sich das Deutsche aber von Tschappina aus auch auf Urmein, Masein und Thusis aus. An letzterem Orte allerdings war mindestens so groß, in spätern Zeiten größer, der deutsche Einfluß von Chur her durch den Splügenverkehr.

**

Nun aber gehen wir zu unserer Skizze des Ortes Fürstenau über.

Wenn auch der Hauptverkehrsweg für die Route alter Schyn-Bergell in ältester Zeit von Tomils über Almens nach Scharans ging, so wird doch der felsige Hügel von Fürstenau schon sehr früh, wohl schon in rätokeltischer Zeit, besiedelt gewesen sein. Er war ja leicht zu befestigen, bot durch seine Abdachung nach Süden eine klimatisch geschützte Wohnstätte und hatte in der Gegend von Maroos und Quadra viel fruchtbaren Boden. Bei den beiden Türmen erhebt sich die gleiche, für mich unlösbare Frage, wie bei vielen andern solchen Türmen: inwieweit da wohl noch Reste aus römischer Zeit teilweise vorhanden sein möchten. Funde aus römischer Zeit sind hier keine zu verzeichnen, doch beweist das natürlich nichts gegen damalige Bewohntheit.

In der nun folgenden fränkischen Epoche, in der Viktoridenzeit, möchte, wie wir sahen, wohl schon der Anfang der bischöflichen Machtstellung im Tale zu suchen sein, die wohl auf Hohenrätien ihren Ursitz, vielleicht aber doch schon damals in dem für die Verwaltung der drei großen Königshöfe Scharans, Almens und Tomils bequemer liegenden Fürstenau ihren Tal-sitz gehabt haben mag. Vielleicht war es so, daß in Fürstenau zunächst mehr der Meier, der Verwaltungsbeamte des Bischofs, wohnte. Hierauf könnte man den Namen Maroos beziehen, den das zunächst am Burghügel liegende, beste Baumgartenland führt. Dieser Name muß nämlich seiner Form wegen sehr alt sein. Er geht zurück auf ad maioriane(m), dem Akkusativ von majoria = Meierei, Meierhof. Die überaus verbreitete Anhängung eines -s führte zur Form maiorianes, die über mairians, mairaus zu mairaus, maraus wurde, einer Form, die urkundlich schon früh auftritt. Der lange Weg dieser Lautentwicklung weist wohl über das Jahr 1000 zurück; nichts hindert, bis in die Viktoridenzeit zurückzugehen. Ich möchte vermuten, daß Maraus der einstige

romanische Name von Fürstenau war, wie überhaupt das Stammwort *maioriane* in Rätien mehrfach als Ortsname auftritt, von dem bescheidenen Hofe Maran (1222 Merans) bei Arosa bis zur weltberühmten Stadt Meran, bei der man merkwürdigerweise auch neuestens noch an der Ableitung von Mara, Muhr, Rufe klebt. Die Form Mairaus scheint sogar als Ortschaftsname für Fürstenau in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts vorzukommen im *Necrologium Curiense*. Wir finden da unter dem 19. Mai in einer Notiz vereinigt Sigifridus de Juvalto und dessen Sohn Albertus de Juvalto, von denen ersterer einen Zehnten in Rautine = Rodels, letzterer eine Wiese in Mairaus stiftet. Herr Wolfgang von Juvalt las allerdings *Mairans* und erklärte dies für Meran; es fällt aber schwer, hier an diesen fernen Ort statt an das nahe Fürstenau zu denken. n und u werden von Historikern überaus häufig verwechselt, da die paläographischen Kriterien oft nicht ausreichen.

Das leider mangelhaft erhaltene Reichsurbar vom Jahr 831, früher als Einkünfterodel des Bistums aus dem 11. Jahrhundert betrachtet, erwähnt ein *ministerium* Tumilasca, dem ein *Sculdasius*, d. h. ein Schultheiß, später *vicedominus* genannt, vorstand, mit zugleich richterlicher Befugnis. Der Sitz dieses *Sculdasius* mag schon damals Fürstenau gewesen sein. Wie wenig das Nichtvorkommen in Urkunden beweist, geht z. B. daraus hervor, daß der einstmals wichtigste und älteste Ort des Tales, Tomils, von dem das Tal den schon 831 nachgewiesenen Namen Tumilasca hat, selbst erst 1156, als Hof sogar erst 1200, erstmalig erscheint.

Der Name Fürstenau kann natürlich erst geprägt worden sein, nachdem der Bischof Fürst geworden war. Dieser Titel ist erstmalig urkundlich belegt anno 1170 beim Bischof Eginon von Ehrenfels, der, da er aus nächster Nähe stammte, sicherlich ein besonderes Interesse daran nahm, die Feste Fürstenau schöner und vornehmer auszugestalten. Der in Ortsnamen und auch Burgenamen häufige zweite Bestandteil -au ist von dem Überschwemmungsgebiet des Rheins hergenommen, das einst nicht nur bis an die jetzige Straße nach Fürstenaubruck, sondern noch über diese hinaus bis an den Fuß der Abhänge reichte.

Im Jahre 1257 wird Fürstenau unter dem neuen, vornehmen Namen erstmalig erwähnt. Am 28. Mai weilte hier der Bischof

Heinrich von Montfort, und am 18. Dezember desselben Jahres erscheinen in Chur bei einer Belehnung des Ritters Sifrid von Flums durch den Bischof als Zeugen der Vogt von Fürstenau Friedrich und der Kellermeister von Fürstenau, ebenfalls Friedrich, außerdem der Dompropst Burkardt, der laut *Necrologium Curiense* um diese Zeit herum die Keller in Fürstenau baute. Dieser intensive Verkehr zwischen Fürstenau und Chur stimmt gut zur Bautätigkeit, die dieser Bischof in Fürstenau entwickelte. Der genauere Zeitpunkt des Baues der Keller ist nicht ersichtlich. Da aber die Keller eines Gebäudes zuerst gebaut werden und damals das Bauen nicht so rasch ging wie heutzutage, wird man wohl auf etwa 1250–60 zurückgehen müssen. In den bischöflichen Ämterbüchern aus der Zeit um 1400 wird von Bischof Heinrich von Mont direkt gesagt, er habe die Feste Fürstenau „gebaut“. Man darf aber aus diesem Ausdruck nicht etwa schließen, es sei vorher da noch keine bischöfliche Burg gestanden. Man verstand unter Bauen in frühern Zeiten auch das Umbauen, Vergrößern, Renovieren nach Brandfällen usw. (Noch 1706 schrieb ein Besitzer von Tagstein den schönen Vers: „Ich Hans Gaudenz von Capol Tagstein hab erbauet wohl“, obgleich es sich nur um Restaurierung oder Umbau handeln kann.) Als Jahr der Erbauung durch den Bischof nennen die Ämterbücher 1272, das wohl eine Verwechslung mit dem Todesjahr sein wird; der Bau wird etwa in die 1260er Jahre zu setzen sein.

Der Bau hatte jedenfalls viel Geld verschlungen. Es mag damit die Abtretung von Tomils an Walter von Vaz 1275 zusammenhängen. Auch brauchte der Bischof viel Geld für den 1283 begonnenen Bau der Feste Fürstenburg im Tirol.

Mit den Ämtern des Hofstaates in Fürstenau waren schon um 1295 in feudalfürstlicher Weise vornehme Herren belehnt. Mundschenk war Ritter Hartevicus, zugleich Picarius, d. h. Bechermeister, und carpentarius, d. h. Wagenmeister; der Ritter von Bärenburg hatte das Marschallamt und das Küchenamt, deren ersteres er von Fridericus (wahrscheinlich dem vorher genannten Kellermeister) gekauft hatte; der Ritter Ortolfus, den wir bei Ortenstein nannten, war Kämmerer und hatte dazu das Gasthausamt, das Bäckeramt, das Schmiedamt und das Metzgeramt; Ritter Albertus von Schauenstein hatte das Schusteramt (*officium cerdonis*, bei Mohr C. D. durch falsche

Lesart entstellt). Die Schafe zu St. Peter hatten die Heinzenberger zu liefern, die Schüsseln, Töpfe und Kessel merkwürdigerweise *homines de Postclavio*, d. h. Puschlaver Leute. Offenbar hatten diese ein Geschäft, einen Laden in Fürstenau.

Es war also zweifellos Fürstenau damals schon ein *H a n d e l s -* *p l a t z* mit, wahrscheinlich wöchentlichen, Märkten, vielleicht auch *J a h r m ä r k t e*. Dabei ging es wohl oft recht wild zu, Schlägereien, Stechereien, Überfälle, Plünderungen und andere Gewalttaten aller Art mögen an der Tagesordnung gewesen sein in jener Zeit des Faustrechts. So wandte sich denn etwa ein halbes Jahrhundert später Bischof Ulrich V. an Kaiser Karl IV. mit dem Gesuch um Errichtung von Stock und Galgen. Die Bewilligung ist datiert Schlettstadt 13. Mai 1354. Es ist dies, wohl nicht zufällig, das Jahr, in dem König Karl seinen ersten Zug nach Italien ausführte, der wohl über den Septimer gegangen sein mag. Es heißt in diesem Bewilligungsschreiben (in deutscher Übersetzung): Da in der Stadt, die auf deutsch Fürstenau genannt wird und die der Jurisdiktion des Bischofs in geistlichen und weltlichen Dingen unmittelbar untersteht, wegen der Geeignetheit des Ortes für Märkte oft eine große Menschenmenge zusammenströmt und hierbei wegen des dortigen Fehlens einer richtigen richterlichen Gewalt oft schlimme Vergehen vorkommen, so wird auf die inständige Bitte des Bischofs ihm die Erlaubnis erteilt, zur Unterdrückung solcher verbrecherischer Missetaten einen Kerker, Stock, Fußfesseln und andere geeignete Fesseln, sowie an geeignetem Orte Galgen zu errichten. Und den Bewohnern der Stadt wird gestattet, daß sie außer dem an jedem Mittwoch stattfindenden wöchentlichen Markt auf ewige Zeiten zweimal im Jahr *J a h r m ä r k t e* abhalten an den Kirchweihagen der Heiligen der Kirche, St. Michael und St. Georg. Diese Jahrmärkte sollen aber nicht länger als jeweilen drei Tage dauern.

Diese Urkunde ist in vieler Beziehung interessant. Zum erstenmal erscheint hier Fürstenau *u r k u n d l i c h* als *S t a d t*, *oppidum*, die Einwohner als *oppidoni*. Jedenfalls war die Befestigung des Burghügels bei dem Umbau um 1250 herum verstärkt worden, was zu dieser Bezeichnung führte. Bemerkenswert ist ferner die Kirche des hl. Michael und hl. Georg. Sie wird *b a s i l i c a* (= rom. *baselgia*), *n i c h t e c c l e s i a* genannt. Diese Kirche scheint nicht die jetzige Fürstenauer Kirche zu sein, da diese (viel-

leicht mit Rücksicht auf den Fürstentitel im Ortsnamen) den heiligen drei Königen geweiht ist. Um die Scharanser Kirche kann sich's nicht wohl handeln, da sie Allerheiligen geweiht ist und überhaupt für das Kirchweihfest des damals so bedeutenden Ortes Fürstenau nicht in Frage kommen kann. Es gab also wohl auf der Burg eine Michaels- und Georgskirche, wobei die Wahl der Heiligen bezeichnend ist. Es sind nämlich die beiden Drachentöter, die besonders als Patrone der Ritter und als Schutzheilige der Schloßkapellen beliebt waren, und Michael scheint speziell auf einen deutschen Einfluß zu deuten, der durch die deutsche Herkunft der meisten Bischöfe gegeben war. Im deutschen Michel ist ja der Nationalheilige noch jetzt verkörpert. Der Name wurde, wahrscheinlich damals infolge der Fürstenauer Kirchweihmärkte, hierzulande sehr üblich, wie er denn als Familienname noch jetzt namentlich im Schams fortlebt. St. Michaels-Kirchen finden wir auch in Sils, Andeer, Savognino, Felsberg, eine Michaelskapelle in Pardisla unter Ortenstein. Der Piz Michèl, der das Domleschg so schön gegen Südosten abschließt, hat ebenfalls daher (d. h. von Savognino her) seinen Namen. St. Georgs-Tag ist der 23. April, St. Michaels-Tag der 29. September; diese beiden liegen ganz nahe an den noch jetzt für die beiden Bruckermärkte, die Nachfolger der alten Fürstenauermärkte, üblichen Daten.

Etwa hundert Jahre nach dem vorhin erwähnten ersten Verzeichnis von Fürstenauer Amtslehen finden wir ein weiteres Verzeichnis, das teilweise neue Einzelheiten bringt. Es wurde von Muoth in seiner Publikation der Ämterbücher veröffentlicht und besprochen. Der Weinausschank scheint zugenommen zu haben, es ist jetzt nicht mehr nur von einem Gast- oder Wirtshaus die Rede, sondern überhaupt von Leuten, die Wein ausschenken. Neu ist das Kraut- oder Gartenamt, das Sennenamt und ein Pferdelerieferungslehen.

In Scharans gibt es einen Narrenberg, früher Maiensäß, jetzt wieder zu Wald geworden. Ich hatte mich hie und da gewundert über diesen auffallenden deutschen Namen in Scharans und dachte unwillkürlich an irgendeinen neueren Scherznamen. Er kommt jedoch schon 1647 vor, und als ich in Muoths Ämterbüchern den Passus über den Hofnarren des Bischofs las, ging mir plötzlich ein Licht auf. Das Hofnarrenamt war ein erbliches, gut dotiertes Lehen, das Thomas von Fürstenau, dann sein Sohn

Gaudenz inne hatte; unter den Gütern, die zum Lehen gehörten, ist noch ein anderes auf dem Scharanser Berg (Taligna).

Es herrschte überhaupt bei den Aufenthalten des Bischofs in Fürstenau ein frohes fürstliches Treiben, z. B. wurden für die Jagden die gesamten Gotteshausleute im Domleschg „und der Chorherren lüt und des Klosters lüt von Katzis“ aufgeboten, bei Buße. In Chur, wo die meist oppositionell gestimmte Bürgerschaft dem Bischof scharf auf die Finger sah, war dergleichen kaum möglich; man bekommt den Eindruck, daß der Sommer-, besonders wohl Herbstaufenthalt in Fürstenau dem Ausleben nach dieser Seite hin diente.

Die äußern Schicksale der Feste Fürstenau entsprachen nicht immer dem Glanze des Hofstaates. 1333 wurde die Burg durch Bischof Ulrich an die Rätzüns verpfändet, zur Zeit der Vazischen Händel. Von 1347 folgt eine neue Verpfändung, diesmal an Tirol. Zirka 1367 besetzte das Domkapitel, zusammen mit den bischöflichen Lehensleuten, im Streite gegen den Bischof die Feste Fürstenau, was wohl nicht ohne Widerstand abging. Denn etwa 15 Jahre später erklärte Egloff von Juvalt, Burggraf zu Rietberg, daß er für die Reparaturen in Fürstenau an Dächern, Lauben, Ställen usw. auf Entschädigung seitens des Bischofs verzichte. Derartige Zwischenfälle wären noch viele zu erwähnen, doch wir wenden uns von den politischen Ereignissen ab und dem Verkehre zu.

Ein sehr günstiges Ereignis für Fürstenau war die Verbesserung der Septimerstraße durch Joh. von Castelmur 1387, wodurch sie sogar fahrbar wurde. Fürstenau als durch eine Festung geschützter Ort am Eingang zum alten Schyn erlebte damals wohl seine größte Blütezeit als Handelsort.

Die Herrlichkeit dauerte aber kaum ein Jahrhundert, dann trat wieder, in jenem Wechselspiel zwischen Splügen- und Albularoute, das uns schon in allerfrühester Zeit begegnete und in dem das Bistum solidarisch mit Fürstenau auf Seiten des Schyns stand, ein Umschwung zugunsten des Splügens ein: Von 1473 an wurde der Weg durch die Viamala gebaut, wodurch plötzlich Thusis aufkam und Fürstenau immer mehr zurückging. Da wahrscheinlich damals zur Verbindung des aufstrebenden Ortes Thusis mit dem Schynweg die Rheinbrücke bei Fürstenaubruck vielleicht erst gebaut oder doch solider erstellt wurde, ging allerlei

Verkehr am alten Fürstenau vorbei, und Fürstenau b r u c k überflügelte allmählich das alte Fürstenau an Bevölkerungszahl.

Immerhin blieb Fürstenau bevorzugter Sommersitz des Bischofs und erlebte auf seinem Burghügel auch nach der Reformation noch allerlei Erfreuliches. Einen neuen Aufschwung brachte der Bau des sogenannten Schauensteinischen Schlosses durch zwei Vettern Schauenstein von Ehrenfels um 1670, wohl auf halbzerfallenen ältern Bauten. Auch das bischöfliche Schloß scheint um diese Zeit herum eine pompöse Form angenommen zu haben. Das Gebäude reichte damals wahrscheinlich viel weiter her gegen das Schauensteinische Schloß. Aus damaliger Zeit mag es vielleicht auch herkommen, daß im Oberland die große Fensterzahl dieses bischöflichen Schlosses sprichwörtlich wurde. 1742 wurden aber beide Schlösser von einer schlimmen Feuersbrunst, bei der sieben Personen umkamen, heimgesucht. Das bischöfliche Schloß wurde dann durch den kunstliebenden reichen Bischof Johann Benedikt von Rost fürstlich wieder ausgebaut, wobei er den Turm, dem Zeitgeschmack folgend, mit dem übrigen Dach ausglich. Die prunkvolle Decke dieses Saales trägt als Mittelstück sein Wappen.

Auch in der Sprachgeschichte des Tales hat Fürstenau eine bedeutsame Rolle gespielt. Zuerst, wie wir sahen, als ein Zentrum deutschen Einflusses infolge der deutschsprachigen Herkunft der meisten Bischöfe und vieler Domherren. Nachdem dann zufolge der Reformation im Engadin das Romanische durch Bifrun und Campell um 1560 zur Schriftsprache erhoben worden war, wurde schon 1601 durch den strebsamen Schulmeister Daniel Bonifazi in Fürstenau ein italienischer Katechismus ins Domleschger Romanisch übersetzt und in Lindau gedruckt. Am Schluß gibt Bonifazi Anstandsregeln für junge Leute, die recht lustig zu lesen sind. Das Domleschger Romanisch Bonifazis hätte den Grund legen können zu einer mittelbündischen Schriftsprache, oder, wenn die Verhältnisse danach gewesen wären, zu einer allgemeinen rätoromanischen Schriftsprache, wozu sie sich durch ihre Mittelstellung zwischen Engadin und Oberland recht gut geeignet hätte. Doch schon elf Jahre nachher erschien die Schrift von Steffan Gabriel „Il vèr sulaz da pievel giuvan...“ im Oberländer Dialekt, und die Entwicklung ging unaufhaltsam auf eine definitive Spaltung in die zwei

Extreme Engadinisch und Oberländisch. Kleine Zwischenereignisse wie das Erscheinen der ebenfalls domleschgischen katholischen Brief apologetica 1612 und der noch halb domleschgischen Anatomia dil sulaz von Adam Nauli 1618 konnten am Gang der Dinge nichts mehr ändern.

Doch ich habe die Geduld der geehrten Zuhörerschaft nun lange genug oder zu lange in Anspruch genommen. Ich schließe meinen Vortrag in der Hoffnung, daß die vielen gelehrten Herren Historiker uns recht viel Interessantes in der Diskussion bieten werden.

Chronik für den Monat April.

(Schluß.)

18. Der Männerchor Igis feiert am Ostermontag sein hundertjähriges Jubiläum und verbindet diese Feier mit einem Sängertag.

19. Im vergangenen Jahre sind in Graubünden 3039 Hausierpatente gelöst worden, wovon 2004 allein auf Chur entfallen. Die Einnahmen aus den Hausierpatenten für den Kanton belaufen sich auf 37 677 Franken.

21. Über Viehwährschaft hat in letzter Zeit Herr Landammann Brunner aus Küblis in verschiedenen Prätigauer Gemeinden Vorträge gehalten.

Herr Dr. Paul Plattner-Bernhard, zurzeit Assistenzarzt an der „Friedmatt“ in Basel, ist als Oberarzt an die kantonale Irrenanstalt Wil (Kanton St. Gallen) gewählt worden.

22. Anlässlich der Jahresversammlung der Gemeinnützigen Gesellschaft sprach Dr. med. Punschel (Arosa) über „Die Tuberkulose, ihre Heilung und Verhütung“.

Der Bündnerische Evangelische Waisenhilfsverein hat im vergangenen Jahr 152 bisherige und 27 neue Pfleglinge, also 179 Kinder unterstützt. Von diesen 179 Pfleglingen waren 146 Bündner, die übrigen 33 Angehörige anderer Kantone. 130 wurden in der eigenen Familie, 41 in Anstalten und 8 in Pflegefamilien erzogen. An Unterstützungen zu Lasten der Vereinskasse wurden 11 230 Fr. geleistet. Damit hat der Bündnerische Evangelische Waisenhilfsverein seit seiner Gründung im Jahre 1929 mehr als 100 000 Fr., genau 100 097.50 Fr., an Bedürftige ausgerichtet.

23. Ein fünftägiger Turn- und Skikurs für Bündner Lehrer begann am Osterdienstag in den Fideriser Heubergen mit über